

BEMERKUNGEN ZU A. DOLGOPOLSKI „BOREISCH.
URSPRACHE EURASIENS“

(in „Bild der Wissenschaft“, XI, 1140–1146, 1973)

Es ist an sich ein legitimes Unterfangen, Urzustände zu rekonstruieren; so hat auch die linguistische Archäologie ihre Berechtigung. Sie hat es freilich schwer: sie arbeitet nicht mit Scherben, Knochen, Sedimenten, Felsbildern etc., sondern mit der Sprache schriftloser und oft auch geschichtsloser Kulturen. Dabei haben auch Analogieschlüsse, Hypothesen und Spekulationen ihren Platz, wenn sie von tragfähigen Prämissen ausgehen.

Dolgopolski beruft sich besonders auf den frühverstorbenen, sowjetischen Sprachwissenschaftler W. Illitsch-Switytsch (1934–1966).

Die Ursprungsfrage im Bereich der Sprache läßt sich grundsätzlich auf dreierlei Weise stellen: man fragt nach dem Ursprung der Sprache, nach der Ursprache, nach Sprachverwandtschaften. Dolgopolski wandte sich der dritten Frage zu. Seine Hypothese ist folgende: die indoeuropäische, die semito-hamitische, die uralische, aber auch die nordkaukasische, die hurri-urartäische, die türkisch-mongolische, die tungusische, die koreanisch-japanische, die eskimoisch-aleutische Sprachgruppe gehen auf eine Ursprache zurück, die er „Boreisch“ nennt; dazu stellt er aber auch die drawidischen Sprachen, sowie das Elamische, Sumerische und Etruskische. Diese Ursprache läßt er vom kaukasisch-kleinasiatischen Raum ausgehen und zwar nacheiszeitlich, also mesolithisch, vor etwa zehn Jahrtausenden. (Karte auf p. 1141, wo er die vermuteten Wanderwege angibt). Im Diagramm auf p. 1146 fügt er auch noch die altsibirischen Sprachen ein und nennt das Etruskische. Fragwürdig ist es, wenn Dolgopolski auf dem Diagramm so gut wie alle Sprachen bereits mit dem Etikett versieht: „boreischer Ursprung bewiesen“, bzw. „wahrscheinlich“ und nur das Hurri-Urartäische und das Eskimo-Aleutische strittig sein läßt.

Vom Standpunkt der Sprachwissenschaft kann zur Zeit nur ein möglicher Zusammenhang zwischen dem Indo-Europäischen, dem Semito-Hamitischen, dem Uralischen und dem mediterranen Substrat zugestanden werden. Alle übrigen Sprachanschlüsse bleiben unbewiesen, teilweise wohl auch unbeweisbar.

Was konstituiert Sprachverwandtschaft? Nicht nur „verwandte Wortwurzeln gleicher oder ähnlicher Bedeutung“, sondern auch strukturelle,

syntaktische und sonstige spezifische Übereinstimmungen in Wort- und Bedeutungsfeldern. Zufällige Übereinstimmungen lassen sich immer beibringen, auch wenn Kontakte so gut wie völlig auszuschließen sind: Quiché „vuh/buh“ entspricht lautlich und bedeutungsmäßig genau dem deutschen „Buch“; Chimu „traegr“ ebenso dem deutschen „träge/Trägheit“ niemand wird daraus auf Verwandtschaft schließen. Ebenso sind sämtliche Lautgebärden, Lallwörter und Onomatopoeika auszuschließen.

Alle Versuche der vorliegenden Art werden von der romantisch bestimmten Überzeugung getragen, daß es eine geradlinige Volks- und Sprachentstehung gäbe, die sich nach Art genealogischer Stammbäume darstellen ließe. Dabei werden Begriffe wie Volk und Sprache in eine Vergangenheit zurückprojiziert, für die sie nicht anwendbar sind. Einheitliche Sprach- und Volksgebilde entstehen mit Sicherheit erst hochkulturell in den großen Flußniederungen, frühestens zwischen dem 6. und 5. vorchristl. Jahrtausend. Für alle früheren Zeiten ist von losen Dialektgruppen auszugehen, von „Horden- und Familiensprachen“, von Sprachpopulationen also, um einen Begriff der Genetik zu übertragen. Diese stehen untereinander in den mannigfaltigsten Verhältnissen des Übergangs, der Konvergenz, der Entlehnung, näherer oder fernerer Verwandtschaft, ohne daß diese Beziehungen irgendwie systematisiert werden. Erst politische, religiöse und wirtschaftliche Vorgänge, die eben erst hochkulturell sind, vereinheitlichen und systematisieren zu bewußten überregionalen Sprachen und Volkseinheiten. Die linguistische Archäologie kann daher im allgemeinen nur bis zu den Anfängen der Hochkulturen und in Einzelvorstößen lokal tiefer vordringen, ohne daß ein systematischer Vergleich auf einer Zeitebene möglich wäre.

Unsinnig und irreführend ist der Vergleich zwischen Crô-Magnon und Neanderthaler (Bilder auf p. 1144–45). Will Dolgopolski damit sagen, daß Neanderthaler und Crô-Magnon-Mensch auf Grund ihrer Sprachwerkzeuge verschiedene Sprachen sprechen mußten oder daß der Neanderthaler (gleichzeitig mit Homo Sapiens und nun auch zur Gattung „Homo“ gestellt) „sprachlos“ gewesen sei? Darüber ist keine Aussage möglich; vernünftig ist es, auch den Neanderthaler als Sprachwesen aufzufassen, zumal wir ja Mischgruppen zwischen ihm und Homo Sapiens haben (die Bevölkerung der Höhlen des Berges Karmel).

Ferner ist ein statistisches Argument geltend zu machen: bestimmte Wortgruppen, so Pronomina, Numeralia, die in der Vergleichung eine große Rolle spielen, sind meist relativ kurze Gebilde – damit steigt die Wahrscheinlichkeit zufälliger Übereinstimmungen rasch an.

Der Versuch, die für die indo-europäische Sprachengruppe erarbeiteten Kriterien und Methoden (man brauchte mehr als ein Jahrhundert dazu) auf andere Sprachgruppen zu übertragen, wird in der stillschweigenden Voraussetzung unternommen, daß es sich um gleichartige Sprachgruppen handle, deren innere Beziehungen dem indo-europäischen Modell vergleichbar wären. Dies ist aber nicht der Fall; es ist noch nicht gelungen (am ehesten eben noch für die finnisch-ugrische und die semitisch-hamitische Gruppe) ihnen adäquate, gruppenimmanente Kriterien zu entwickeln. Welcher Grad der Verwandtschaft etwa besteht zwischen Koreanisch und Japanisch? Und davon abgesehen. Japanisch ist eine Mischsprache, in die wenigstens drei Elemente eingingen (Ainu, Proto-Malayisch, Proto-Japanisch als Sprache der Jomon-Kultur – diese allein aber konstituiert eine mögliche Verwandtschaft mit dem Altkoreanischen, dessen Verhältnis zum Tungusischen völlig ungeklärt ist). Hier tauchen also die Probleme der Sprachmischung und der Substrate/Superstrate auf, die bedacht und gelöst sein müssen, wenn man mit so weitreichenden Aufstellungen an die Öffentlichkeit tritt.

Wie steht es, um ein weiteres Problem anzuschließen, mit den sicher vorhandenen Beziehungen zwischen den Indianersprachen und proto-sibirischen Sprachen, die vielleicht Vorläufer der altsibirischen wie der tungusischen, türkischen, mongolischen Sprachen waren? Bouda etwa will so weit gehen, gar eine mittelam. Indianersprache – Zoque – an das Nordkaukasische anzuschließen. Damit sind wir wieder quasi im Nahbereich unseres Problems. Selbst die Klassifikation der Kaukasussprachen ist durchaus strittig. Die nordkaukasischen Sprachen (Tscherkessisch) und die Karthwelische Gruppe sind vermutlich miteinander entfernt verwandt – wie aber steht es mit den ostkaukasischen Sprachen, die weder untereinander noch mit den übrigen verwandt sind? Wie ist das Baskische zu beurteilen, das Dolgopolski nicht einbezieht, das sowohl iberisch-afrikanische wie kaukasische Beziehungen zu haben scheint?

Ebenso wäre das Problem der isolierten Sprachen des eurasiatischen Raumes überhaupt zu bedenken gewesen – das Burushaski (Hunza-Tal in Kaschmir), die jenniseseischen Sprachen. Über die semito-hamitische Gruppe kann man nicht handeln, ohne das Problem des mediterranen Substrats zu berühren.

Kurz: unsere gegenwärtigen Materialien reichen nicht aus, so weitreichende Beziehungen zu rechtfertigen. Dolgopolskis Aufstellungen sind nichtsdestoweniger anregend, sie werfen mehr Probleme auf als sie zu lösen vorgeben.